

BALKAN

VON MATHIAS SCHNITZLER



Paranoia & Wirklichkeit in Belgrad

Würde David Albahari, der in Kanada lebt, Englisch oder Französisch schreiben, wäre er ein heißer Kandidat für den Nobelpreis. Doch er pflegt weiter seine Muttersprache und hat auf Serbisch ebenso aufregende wie kluge Romane verfasst: „Götz und Meyer“, „Mutterland“, „Die Ohrfeige“. Aus einer jüdischen Familie stammend und im Herzen immer noch Belgrader, hat Albahari eine Spezialität: das literarische Spiel mit dem Schrecken. Dargeboten in einer Mischung aus historischen Fakten und grotesker Fiktion, die seine Protagonisten gern durchdrehen lassen – und den Leser bisweilen gleich mit. Den neuen Roman „Der Bruder“ durchzieht eine herrlich paranoide Stimmung. Filip, ein Schriftsteller, vor Jahren mit dem Werk „Das Leben eines Verlierers“ erfolgreich, lebt zurückgezogen, ja verängstigt in Belgrad. Warum er verunsichert ist, seine Wohnung kaum verlässt, ist ungewiss. Da erfährt Filip, dass er einen Bruder haben soll. Die Eltern hätten diesen nach der Geburt an ein kinderloses Paar verkauft, das nach Südamerika ausgewandert. Doch sagt der vermeintliche Bruder die Wahrheit? Bei einem Treffen kommt alles anders als gedacht.

David Albahari: **Der Bruder** Aus dem Serbischen von Mirjana und Klaus Wittmann. Schöffing, Frankfurt am Main 2012. 170 Seiten, 19,95 Euro.



Menschen & Bücher in Sarajevo

Im Jahr 1992 wurde die Vijećnica in Brand gesetzt. Jenes neomauresische Bauwerk, in dem früher das Rathaus von Sarajevo, später die bosnisch-herzegovinische Nationalbibliothek untergebracht waren. Das Bild eines in den Ruinen spielenden Violinisten ist ikonisch geworden für das Schicksal der im Bosnienkrieg belagerten Stadt. Der Wiederaufbau ist ins Stocken geraten, was man bedauern oder begrüßen kann, denn es gibt kein prägnanteres Mahnmal des ethnisch-religiösen Irrsinns im ehemaligen Jugoslawien. In den Erzählungen und Essays von „Bibliothek Sarajevo“ geht es nicht nur um Architektur, um Millionen verbrannter Bücher, um Politik und Geschichte, sondern vor allem um die Menschen in Sarajevo. Ist doch ein Menschenleben wertvoller als alle Bücher dieser Welt. Die Bürger von Sarajevo sind zum Alltag zurückgekehrt, aber die Verheerungen des Krieges wirken nach. Von Multikulturalität ist die Stadt weit entfernt. Ethische Zugehörigkeit spielt eine größere Rolle denn je. Ein verstörendes, ein wichtiges Buch.

Bibliothek Sarajevo. **Literarische Vermessung einer Stadt** Hg. v. Senad Halilbasic u. Ingo Starz. Drava, Klagenfurt 2012. 229 Seiten, 21,80 Euro.



Anarchisten & Zeppeline im Balkan

Dass der Südosten Europas nicht nur eine reiche literarische Tradition hat, sondern auch starke gegenwärtige Autoren, davon wissen wir nicht zuletzt durch die „Edition Balkan“ im Dittrich Verlag. Erfreulicherweise ist die bulgarische Szene ein Schwerpunkt, denn Bulgarien ist uns so fremd wie Bolivien – daran ändert der Pauschalurlaub in Varna nichts. Und es gibt etliche „Geberstaaten“, die das Land am liebsten wieder aus der EU schmeißen würden. Einer unter vielen guten Gründen, das nicht zu tun, ist Christo Karastojanow, ein Schriftsteller von wahrhaft europäischem Geist. Sein Roman „Teufelszwirn“, der im Bulgarien der 20er-Jahre spielt, aber auch John Lennon auftreten lässt, erinnert an Dostojewskis „Dämonen“: mit Anarchisten und Attentaten, Lichtspielhäusern, Zeppelinen und einer Synthese aus Erzähltechniken der Moderne und balkanischer Fabulierkunst. Schauplatz ist die bulgarische Provinz: In den Metropolen wird das Leben nur simuliert, in der Provinz wird es erlitten.

Christo Karastojanow: **Teufelszwirn** Aus dem Bulgarischen von Andreas Tretnar. Dittrich, Berlin 2012. 560 Seiten, 19,80 Euro.

Wie der Islam nach Mali kam

Afrikanische Historienromane von Maryse Condé, Patrice Nganang und dem Nobelpreisanwärter Ngugi wa Thiong'o

VON SABINE VOGEL

Am Dienstag evakuierte Frankreich seine Staatsbürger aus Segou. Die Stadt am Niger zwischen Bamako und Timbuktu in Mali wird von islamistischen Rebellen aus dem Norden bedroht, die einen fundamentalistischen Gottesstaat anstreben. Dieser Konflikt ist nicht neu: Vor 150 Jahren hat sich ein vergleichbares Szenario ereignet: Damals erklärten die islamisierten Fulbe, ein Stamm aus dem Norden Malis, den Dschihad gegen die benachbarten Clans und Herrscher, die ihren traditionellen Fetischglauben praktizierten. Segou wurde von den Gotteskriegerinnen eingenommen und zur Konversion zum Islam gezwungen. Davon handelt der große Roman „Segu“ der französisch-karibischen Schriftstellerin Maryse Condé.

„Ein Massaker. Im Fernsehen übertragen. Live!“, bietet der afrikanische Despot in Ngugi wa Thiong'o's Satire den amerikanischen Vertretern von der „Global Bank“ an. Auch unsere mediale Wahrnehmung funktioniert nicht nach den Anstandsregeln von Pietät oder Moral. Es muss Tote geben, bevor wir uns für ein fremdes Land interessieren. Kriege und Katastrophen machen Hauptnachrichten. Vielleicht ist es sogar zynisch, den Windschatten von blutigen Sensationen und schaurigem Spektakel zu benutzen, um die Aufmerksamkeit auf Kulturen und Geschichten jener in Friedenszeiten so fernen Länder zu lenken.

Beispiel einer obligatorisch unterhaltsamen afrikanischen Erzählertradition, er belegt zugleich, dass es sehr wohl eine höchst differenzierte, auf reichhaltigen Quellenmaterialien basierende afrikanische Geschichtsschreibung gibt.

Auf historischen Tatsachen, den Protokollen von Kolonialbeamten und Rundbriefen von Missionaren, basiert auch der nicht minder episch angelegte und dabei herrlich unterhaltsame Roman des kamerunischen Schriftstellers Patrice Nganang. Er spielt zur Zeit des Sultans Njoya, der von 1894 bis 1933 mit großem Hofstaat in seiner Residenz Mont Plaisant das Königreich von Bamum regierte. Na ja, eigentlich genoss er dort eher etwas entmachtet die philosophische Freiheit des Exils.

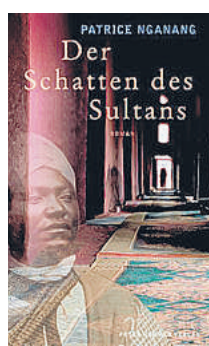
In der ehemals deutschen, dann halb britischen, halb französischen Kolonie bestimmte der Islam längst so das Alltagsleben, dass er kaum der Rede wert ist. Wie auch das Christentum des missionierten Joseph Ngono, der während des ersten Weltkriegs in Berlin am Orientinstitut Sprachen unterrichtete. Umso mehr reden jedoch die Dämonen der Erinnerung durcheinander: Sara, eine 80-jährige ehemalige Sklavin und eine der zahllosen Haremsfrauen des Sultans, erzählt ihre fast ein Jahrhundert lange Lebensgeschichte einer afroamerikanischen Historikerin. Zu den unglaublich



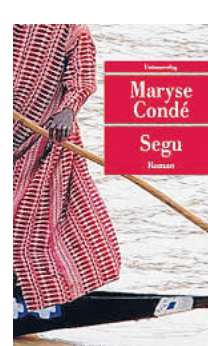
Wer erzählt die Träume des Salzes, das auf den Kamelen nach Timbuktu reist?



Ngugi wa Thiong'o: **Herr der Krähen** Aus dem Englischen von Thomas Brückner. A 1 Verlag, München 2011. 944 Seiten, 29,95 Euro.



Patrice Nganang: **Der Schatten des Sultans** Aus dem Französischen von Gudrun und Otto Honke. Peter Hammer, Wuppertal 2012. 491 Seiten, 26 Euro.



Maryse Condé: **Segu** Aus dem Französischen von Uli Wittmann. Unionsverlag, Zürich 2012. 640 Seiten, 12,95 Euro.

Fast dreißig Jahre ist es her, dass Maryse Condé ihren Historienroman über Blüte und Untergang des mächtigen malischen Reiches von Segou schrieb. Jetzt hat der Züricher Unionsverlag den Klassiker afrikanischer Literatur der Schriftstellerin, 1937 in Guadeloupe geboren, als Taschenbuch wieder aufgelegt. Das über 600 Seiten starke Epos handelt von einer Epoche des späten 18. und 19. Jahrhunderts, in dem die Dynastie der Bambara in Segou herrschte.

Die Bambara pflegten eine uralte animistische Religion und huldigten ihren Schöpfern mit komischen Fetischen, heidnischen Ritualen und Opfern, manchmal auch menschlichen. Gegen die Bräuche, den irrationalen Magieglauben, die Sklaverei und die Polygamie der Bambara erschien der Islam, den der benachbarte Clan der Fulbe in seinen gestrigen Schulen in Massina und Timbuktu predigte, anfangs wie das Licht der Zivilisation selbst. Dort wurde Lesen und Schreiben gelehrt, wie im Übrigen auch in den christlichen Missionsschulen, die jedoch nicht so weit ins Landesinnere vordrangen. Aber gegen den Prunk der reichen Herrscher, ihre elaborierte Kunst und Kultur, gegen ihre sinnesfrohen Lebensfeiern voll Wein, Weib und Gesang, war die asketisch-puristische Lehre von Islam wie Christentum ziemlich unattraktiv, um nicht zu sagen langweilig. Als „blökende Schafe“ galten die Korannachbeter den sich keiner Sünde bewussten „Heiden“. Um den Islam zu verbreiten, erklärten die Scheiks den Dschihad. 1861 eroberte die Fulbe das Reich von Segou, zerstörten die Fetischhütten, der Islam wird Staatsreligion, sein Humanismus verdorrt im Bruderkrieg um die Macht.

Maryse Condé erzählt die Geschichte dieses alle Gewissheiten umstürzenden Jahrhunderts bis zur muslimischen Unterwerfung der Bambara an den vier Generationen einer einflussreichen Großfamilie von Händlern. Mit unehelichen Söhnen reisen wir auf Sklavenschiffen bis nach Brasilien, mit jungen Konkubinen stürzen wir in Brunnenschächte, wir lassen uns von stolzen Tuareg gefangennehmen, heiraten den Schwager, verleugnen unsere Götter und versuchen mit Gouverneur Schmalz, den Senegal landwirtschaftlich zu kolonisieren.

Burleske Szenarien und aberwitzige Lebensläufe von universeller Tragik erzeugen jenen Sog narrativer Spannung, der den historisch verbürgten Figuren und Fakten ihren pulsierenden Echoraum verschafft. In nahezu kulinarischem Realismus malt die Grande Dame des postkolonialen Romans hier ein überwältigendes Panorama jenes afrikanischen Jahrhunderts, in dem der Islam nach Mali kam. Dieser Roman ist nicht nur ein hinreißendes

chen Irrsinnsgeschichten Saras, in deren Körper gleich mehrere Lebensläufe und Generationen archiviert sind, kommen Legenden und Träume aus der Chronik des Herrschers, für die dieser sogar eine eigene Schrift erfunden hat. Altersweise umnachtet hatte der Sultan seinen kunstvoll ausgestatteten „Palast der Wunder“ nämlich in ein „Haus der Reden“ verwandelt, in dem er die ihm ins Ohr geflüsterten Geschichten aus aller Welt sammelte.

Im kakophonischen Durcheinander der miteinander konkurrierenden, sich ergänzenden oder korrigierenden Erzählstimmen rutscht selbst dem Sultan schon mal ein deutsches „Donnerwetter!“ oder „Scheiße!“ raus. Schließlich hat der so meisterlich mit Vielstimmigkeit und Multiperspektivität jonglierende Patrice Nganang in Frankfurt und Berlin Literaturwissenschaft studiert und hier über Brecht und Soyinka promoviert. Mit einem nahezu Döblin'schen „Wrumm, wrumm“ lässt der gerade mal 42-jährige Nganang eine Hupe durchs Universum tönen, von der wir noch lesen werden.

Das sollten wir bei Ngugi wa Thiong'o längst getan haben. Der 1938 als Bauernsohn in der Provinz Limuru in Kenia geborene Schriftsteller – in seiner Autobiografie „Träume in Zeiten des Krieges“ bezeichnet er sich selbst als Heiden – gilt als Anwärter auf den Literaturnobelpreis. Wegen seiner Kritik am postkolonialen Kenia wurde er 1977 inhaftiert und kam erst nach einer Kampagne von Amnesty International aus dem Gefängnis. 1982 flüchtete er vor den Bedrohungen für sein Leben unter Arap Moi nach London, seit 1989 lebt und lehrt er in Kalifornien. Zur eigenen „Dekolonisierung des Verstandes“ schreibt Thiong'o seine Werke auf Kikuyu. Sein opulenter, fast 1 000-seitiger Roman „Herr der Krähen“ spielt in dem fiktiven Land Aburiria. Der allmächtige Despot, der für Kredite der New Yorker Global Bank auch nicht vor live im Fernsehen übertragenen Massakern zurückschrecken würde, plant einen modernen Turmbau zu Babel. Das himmelstürmische Projekt ist so monströs und bizarr wie die Karikaturen des Regierungsapparates aus dusseligen Kleptokraten, unoperierten Geheimpolitikern, kapitalismustreuen Maoistinnen, intriganten Gattinnen und in NGOs organisierten Hexern.

Das Lesezeichen listet allein 17 Protagonisten dieser rasend komischen Politsatire auf. Dabei gehört die Hauptrolle der epischen Parabel dem „Herr der Krähen“. Die Magie dieses unfreiwilligen Zaubers besteht einfach darin, den Glauben an die Veränderbarkeit der Welt zu predigen. Das ist radikale Weltliteratur.

SCHUMANN

VON PETER UHLING

Gespalten in Florestan & Eusebius

In seiner Jugend kultivierte Robert Schumann seine innere Gespaltenheit: Sein leidenschaftliches, extrovertiertes Ich nannte er „Florestan“, sein ruhiges, introvertiertes „Eusebius“. Nicht ganz, aber ungefähr parallel dazu verläuft eine andere Gespaltenheit von Schumanns Werk, die Aufteilung in eher öffentliche und eher private Musik. Dass im Zuge beruflicher Rückschläge und des Verschwindens im Schatten der erfolgreichen Gattin Clara der zur Privatheit tendierende „Eusebius“-Zug immer dominanter wurde, hat Schumann Spottworte wie Nietzsches „Trunkenboldigkeit des Gefühls“ eingetragen und eine allgemeine Reserve gegen sein Spätwerk – zu viel Innigkeit hat auch etwas Ekliges. Aber vielleicht liegt das Eklige am Innigen auch nur darin, dass die Interpreten vor lauter Innigkeit nuschnel artikulieren? Hört man neuere Schumann-Aufnahmen, dann präsentiert sich das vermeintlich nur den Stubenwänden Anvertraute als überraschend klar gezeichnet. In Martin Helmchens Aufnahme der späten „Waldszenen“ und der frühen „Symphonischen Etüden“ spürt man die Kontinuität zwischen dem virtuoskonzertanten Jugendwerk und der unterschätzten Hausmusik: Bei allem florestanischen Draufgängertum sind auch die „Symphonischen Etüden“ kontrapunktisch vertrackt erfunden, und die „Waldszenen“ sind nicht nur Zeitvertreib für Hobbykünstler, sondern haben auch dem Hörer etwas zu erzählen. Der 30-jährige Berliner Pianist spielt überaus kontrolliert, seine ungewohnt stabilen Tempi und hellen Klavierfarben plädieren überzeugend gegen eine vorschnelle Identifikation mit den Ausdruckswerten der Musik.



Symphonische Etüden, Waldszenen, Arabeske. Martin Helmchen, Klavier. PentaTone classics.

Lahmer oder attraktiver Aufguss

Schumanns Klavierquintett und Klavierquartett finden sich oft gekoppelt; die beiden Werke entstanden kurz nacheinander, und hört man sie in der Reihenfolge ihrer Entstehung, ist der Eindruck schwer abzuweisen, dass das Quartett ein lahmer Aufguss des mitreißenden Quintetts ist: Gelang Schumann erst ein florestanisch-zupackendes Werk von glänzender Oberfläche und enormer Ausdrucksspanne, verliert er sich später im eusebischen Nachbasteln des späten Beethovens. Der Pianist Alexander Melnikov und das Jerusalem Quartett indes zeigen, dass das Klavierquartett trotz seines versponnenen Tons musikalisch nicht weniger attraktiv ist als das Klavierquintett. Namentlich im kitschgefährdeten Andante cantabile wird Ausdruck nicht durch das Übergießen der Cellomelodie mit Gefühlsauce erzeugt, sondern im Widerspiel mit einer kleinen fragenden Violinfigur, die meistens in der Behaglichkeit von großem Ton und bräsig klopfender Klavierbegleitung untergeht. Polyphonie ist hier nicht nur entbehrliche Komponisten-Ambition, sondern inneres Leben. Und das ist nicht nur ergreifend, sondern oft auch befreiend in seiner Fröhlichkeit.



Klavierquintett op. 44, Klavierquartett op. 47; Alexander Melnikov & Jerusalem Quartett Harmonia mundi

Öffentliche und private Rhetorik

Anhand der Sinfonien lässt sich Schumanns Zwihsalt zwischen öffentlicher und privater Rhetorik am eindrucksvollsten messen. Trotz der Publikumsfolge der Ersten und Dritten, der „Rheinischen“, gelten sie als problematisch. In der Tat artikulieren sich die Zweite und Vierte wie nach innen gefaltet, und die Finalsätze jubeln äußerst angestrengt. Muss an der Instrumentation liegen, sagten sich Generationen von Kapellmeistern und haben retuschiert, was das Zeug hielt. Unsinn, sagt der Dirigent Paavo Järvi. Man darf die Stücke nicht am Beethovenischen Gattungsideal messen, sondern muss sie als Werke Schumanns verstehen. In dem Film „Schumann at Pier 2“ sieht man Järvi und der Deutschen Kammerphilharmonie Bremen beim Proben und Aufführen der vier Sinfonien im heimischen Konzertsaal Pier 2 zu, Musiker erzählen aus ihrer Praxis, Järvi von seinem Schumannbild. Neben Klischees stehen immer wieder interessante Einblicke in das Einstudieren von Musik und Schumann speziell. Järvis Idee, bestimmte Zweittonmotive zu spielen, als wären sie mit dem Namen „Clara“ unterlegt, mag als Interpretation anfechtbar sein, als Trick, einen innigen Ausdruck zu erzeugen, ist es originell und wirkungsvoll. Im Gegensatz zu seinem Insistieren auf dem neurotischen Romantiker Schumann ist Järvis Musikzieren klar und präsent. Er verliert sich nicht in Details, sondern zeigt weiträumige Zusammenhänge auf. Die zweite CD aus seiner projektierten Gesamteinspielung enthält die nie zu hörenden Ouvertüren zu „Die Braut von Messina“ und „Her-mann und Dorothea“ samt Marseillaise-Zitaten.



Schumann at Pier 2, 2. Sinfonie, Ouvertüren, Deutsche Kammerphilharmonie, Paavo Järvi, DVD, Cmajor